

Jochen Schmidt

**Gebrauchsanweisung
für Rumänien**

Piper München Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Für Anja

ISBN 978-3-492-27627-6

© Piper Verlag GmbH, München 2013

Redaktion: Margret Trebbe-Plath, Berlin

Karte: cartomedia, Karlsruhe

Satz: le-tex Publishing Services GmbH, Leipzig

FSC-Papier: Munken Premium von Arctic Paper

Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

»In großen Gebieten scheint die Zeit stehen geblieben
zu sein.« Rumänien, DuMont

»Es scheint, als sei in diesem Landstrich die Zeit
stehen geblieben.« Weltkulturerbe in Siebenbürgen,
Schiller Verlag

»... scheint die Zeit stehen geblieben zu sein.«
Rumänien, Baedeker

»In abgelegenen Dörfern scheint die Zeit stehen geblie-
ben zu sein.« Rumänien, Beck'sche Reihe Länder

»Hier scheint an so manchen Orten die Zeit stehen
geblieben zu sein.« Rumänien, Ch. Links Verlag

»... wo in unseren Augen die Zeit stehen
geblieben war.« Living History im Museum,
Waxmann Verlag

»Ein uriges Land, in dem die Zeit stehen geblieben zu
sein scheint.« Romantische Vagabunden, BoD

»Hier scheint es, als wäre die Zeit stehen geblieben.«
Glamour, Condé Nast Verlag

»Es scheint, als wäre die Zeit dort stehen geblieben.«
Rumänien, Conrad-Verlag



Inhalt

Vorwort	9
Prolog	12
Mit der Schäferin durch Schulligulli	16
Im höchsten Gebäude Rumäniens	24
Ein Hotel für mich allein	37
Ein Denkmal für die Revolution	42
Café Interbellic	47
ATENȚIE LA UȘA	50
Warum Rumänisch?	54
Ein Königreich für einen König	60
Kleine Freuden	69
Bei Freunden von Proust	73
Drei Wochen Gehirntee	76

Im Schatten großer Bäume wächst kein Gras	84
Sozialistische Republik Rumänien	89
Monumentul Erorilor	93
Krötenhaare	101
Ein Schloss mit Staubsauger	105
Telefurnicula	113
Aux portes de l'Orient	117
Empört euch!	133
Strumpfhosen aus Schrumpffasern	139
Haus des Volkes	148
Mutterseelenallein	159
Friedhöfe	163
In den Schluchten des Balkan	170
Walkmühlen-Wabi	186
Kampf der Titanen gegen Rom	201
Angeln wie die Deutschen	209
Hässlich oder schön?	225
Amerikanische Propaganda	230

Vorwort

Vielleicht ist es Einbildung, eine Macke, vielleicht aber auch eine Gabe, jedenfalls gerate ich auf Reisen durch Osteuropa immer irgendwann in einen fiebrigen Zustand vollkommenen Glücks. Worin dieses Glück genau besteht, das habe ich mir klarzumachen versucht, und davon handelt dieses Buch. Manchmal erlebe ich es, wenn in einem Dorf uralte Landmaschinen am Wegesrand stehen, wie von Jean Tinguely konstruiert, oder wenn hinter einer Biegung in einem Karpatental plötzlich eine gigantische Zementfabrik auftaucht mit einem »Club der Zementarbeiter«, oder wenn in einer Kleinstadt an einem Kulturhaus mit dem Chic der 70er die Tür offen steht und ich mich in den Saal mit der Originalmöblierung schleichen kann, die hier noch lange nicht wieder in Mode ist. Und wenn mich eine Stimmung in einer rumänischen Stadt an einen dieser Nachmittage zurückbringt, wenn im Ferienprogramm nur ein alter osteuropäischer Schwarz-Weiß-Film lief. Da waren die Kinder immer die Helden in einer von Erwachsenen verwalteten Welt. Alle meine Freunde sind verreist, und ich warte in meinem von der Sonne aufgeheizten Neubaugebiet jeden

Tag auf Regen, weil ich mir ausrechne, dass sie dann aus dem Urlaub zurückkommen.

Osteuropa ist eine Bluttransfusion, es stärkt die Abwehrkräfte, sich hier ab und an aufzuhalten. Hinterher liest man nach, wo man eigentlich war und was man dort verpasst hat. Der Nonnensteinschmätzer? So nah bin ich ihm gekommen, und ich kannte ihn nicht einmal! Und ich soll mich zu Rumänien äußern? Den in den Ceaușescu-Jahren ins Exil gegangenen Rumänen wird vorgehalten, sie dürften sich kein Urteil über das heutige Rumänien erlauben, weil sie nie Sojasalami essen mussten. Ähnliche Vorbehalte gibt es in Ostdeutschland gegenüber Westdeutschen. Wie lange muss man dort gelebt haben, um über ein Land Aussagen treffen zu können? Manche Dinge fallen einem ja nur in den ersten fünf Minuten auf, zum Beispiel das Wasser von den Klimaanlagen, das mir in den ersten Tagen auf den Kopf tropfte. Es war für meine Wahrnehmung irgendwann verschwunden, weil ich den Pfützen automatisch auswich. Gibt es überhaupt ein für alle gültiges Rumänien? Zeigt eine Dokumentation von Wim Wenders mehr von der Wirklichkeit als eine einem Straßenhund umgebundene Kamera? Wie viel muss man gesehen haben? Ist »gesehen haben« überhaupt quantifizierbar? Wenn das, was man sehen könnte, unendlich ist, spielt es dann eine Rolle, wie viel man gesehen hat? Sieht man mehr, wenn man sich viel bewegt oder wenn man stehen bleibt und wartet?

Die Bedeutung eines Orts kann man nie vollständig erfassen, man müsste endlos Studien treiben und Menschen befragen; der Lernprozess hört nie auf, denn jede Generation verbindet etwas anderes mit denselben Plätzen. Aber auch wenn man noch ahnungslos ist, nimmt man die Orte auf eine bestimmte Art wahr, und die ist mir immer besonders wertvoll gewesen. Jeder Rumänienreisende macht seine eigenen Erfahrungen, selbst wenn er viel weniger weiß als ein Fachmann oder ein Einheimischer. Die wissen ja oft viel weni-

ger Bescheid über ihre Heimat. Das für uns Spektakuläre ist ihnen aus den verschiedensten Gründen keinen Blick wert. Die Poesie des Provisorischen, das Abenteuer des Alltags, der Humor. In einem Bergdorf ein kleiner Lebensmittelladen mit einer Kneipe namens *Ulița spre Europa* (Straße nach Europa). Diese sehr rumänische Mischung aus Selbstironie und der Sehnsucht, von der Welt bemerkt zu werden.

Prolog

Der Zug von Lemberg zur ukrainisch-rumänischen Grenze ist ziemlich heruntergekommen, zudem ist es kalt. Aber es gibt bei der Schaffnerin heißes Wasser und Tee. Iwan und Pawel freuen sich über meine Gesellschaft im Schlafwagen. Sie verschwinden eine Weile und kommen mit einer Plastetüte voll Bier zurück, von der Schaffnerin haben sie Teegläser geholt. Iwan stellt fest, dass er wie ich heißt, von Jochen über Johann zu Hans und Iwan. Er sei Architekt und beweist es mir, indem er mir ein Nikolaushaus ins Notizbuch skizziert. Vom Russischen fällt er immer wieder ins Ukrainische, weswegen ich ihn kaum verstehe. Hitler habe 1941 in ganz Europa den Gral gesucht, das erkläre seine militärische Unternehmungslust. Dass Hitler vermutlich noch in der Antarktis lebt, glaubt er mir gerne. Und Walt Disney sei Ukrainer gewesen, sagt er, seine Ideen seien geprägt von der ukrainischen Nationalkultur und ihrer Liebe zur Natur. Schriftsteller sei ich? Davon könne man nicht leben! Das heiße nur, dass meine Frau für mich arbeite. »*Schisn prekrasna no trudna*«, sagt er immer wieder, das Leben ist schön, aber schwer. Pawels Fotos zeigen ihn mit seinem österreichischen

Bauleiter in einem Kiewer Restaurant, in dem man sich mit Wehrmachtshelm und MG ablichten lassen kann. Dann sehe ich ihn in Solotwyno, der Endstation unseres Zugs, wo aus einem stillgelegten Bergwerk aus 300 Meter Tiefe Salzwasser gepumpt wird, in dem Kurgäste baden, mit schwarzem Heilschlamm eingeschmiert. Er serviert mir Zwieback zum Bier. Dass man im Zug kein Internet habe, sei schlimm, wie abhängig man doch von der Zivilisation sei. Ich hätte eher die Situation auf den Toiletten angesprochen. Die Russen seien viel schlimmer mit Trinken, gläserweise Wodka. Wenn Russen saufen, kommen sie zwei Wochen nicht zur Arbeit, sagt er. Es fällt mir immer noch schwer, diese neumodische Unterscheidung zwischen Russen und Ukrainern mitzumachen. Ob meine Ohren auch schon zu seien? Draußen in der Dunkelheit ziehen nämlich schon die Karpaten vorbei.

Nachts ist es kalt. Pawel hört Musik beim Schlafen. Die schweren Stahltüren, die man aufwuchten muss. In russischen Zügen fühlt man sich immer halb wie in einem Güterwaggon. An Haltestellen hasten schwer bepackte Menschen in die Dunkelheit. Das Schnarchen der anderen dringt nicht durch die Zuggeräusche. In Bukarest habe ich einmal in einem Hostel eine Sommernacht wach gelegen. Die Technobässe von der Terrasse nebenan und das laute Schnarchen eines Stuttgarters. Der dicke Mann war seit vier Jahren mit dem Fahrrad durch Europa unterwegs, weil er arbeitslos geworden war und ihm zu Hause die Decke auf den Kopf fiel. Er trug sein Hab und Gut in zahllosen Beuteln und Tüten mit.

Die Toilettenbrille ist eine Laubsägearbeit. Erstaunlich, dass es an diesem Ort, der wie der Umkleideraum eines Eisenwalzwerks wirkt, Seife in einer Seifenschachtel gibt. Am Morgen empfangen wir im Radio schon einen rumänischen Sender, ein Kurs im Gulaschkochen. Ich lausche gierig auf die Stimmen, es ist so schön, die Sprache wieder zu hören. In Solotwyno merke ich erst gar nicht, dass wir angekommen sind, und steige als Letzter aus. Ich verabschiede

mich von der Schaffnerin, die in Hausschlappen an der Tür steht. Jetzt muss ich den Weg nach Rumänien finden.

Die Gleise sind mit Unkraut überwuchert. Das kleine Bahnhofsgebäude. Verrostete Blechzäune. Berge am Horizont. Die Himmelsrichtung ist im Morgendunst kaum auszumachen. Im Zentrum der Ortschaft ein Park mit einem sowjetischen Ehrenmal, sogar blumengeschmückt. Ein Geschäft *Sjurpris*, mit chinesischen Gummitierern zum Aufblasen. Vom Café werde ich zur Toilette auf den benachbarten Markt geschickt, zwei Löcher im Beton, der Geruch erinnert mich an unsere Sommerurlaube auf dem Dorf. Beim Camping in Bulgarien sagte man bei diesen Toiletten, man gehe »zum Abfahrtslauf«. Es empfahl sich, das gleich morgens zu erledigen, weil nur einmal am Tag Wasser drübergekippt wurde.

Der Cafébesitzer spricht rumänisch mit seiner Köchin. Es gibt einen Schewtschenko-Boulevard, nach dem ukrainischen Nationaldichter, und eine Eminescu-Straße, nach dem rumänischen Nationaldichter. In der Ortsmitte steht ein neues, silbern lackiertes Ştefan-cel-Mare-Denkmal, mit Zepher und Kreuz. Eine Oma verkauft durch ein herausgenommenes Segment ihres Gartenzauns unter einer Plasteplane stehend Strümpfe. Ein Café *Grind*, das sicher etwas anderes bedeutet. Eine nur halb fertig gebaute Kirche, die Kirchturmuhr ist nur aufgemalt, sie zeigt fünf vor zwölf an. Hier scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Alte Leute wandern auf der Straße, die einen hin zur Grenze, die anderen zurück. Drüben liegt Sighetu Marmăției.

Zum ersten Mal den Pass vorzeigen. Ist das wirklich die Grenze zur EU? Und man kann zu Fuß rübergehen? Werden sie die Hello-Kitty-Stempel stören, mit denen meine Tochter meinen Pass verziert hat? Eine Stahlbrücke führt über die Theiß. Ich folge einem Mann, der mit einem Behinderten-gefährdet wie aus einem Kusturica-Film Klopapier transportiert. Andere haben drüben Pakete mit Mineralwasserflaschen gekauft, ist der Preisunterschied wirklich so bedeutend? Die

Männer in der Schlange haben schon die Hüte in die Stirn geschoben, wie es Rumänen tun. Weil ich so aussehe, als könne ich nicht viel aushalten, oder weil man bei einem alteingesessenen EU-Bürger einen guten Eindruck machen will oder einfach, um sich etwas Abwechslung zu gönnen, werde ich vom rumänischen Zoll vorgewinkt. »Drogen? Haschisch? Nichts?« »Nein, ich rauche und trinke nicht.« »Und Frauen?« Wir sind im Land des derben Humors.

Mit der Schäferin durch Schulligulli

Sighetu Marmatiei. Die ersten mit abgeschnittenen Plasteflaschen bekrönten Zaunpfähle. Wahlplakate, ein unabhängiger Kandidat wirbt für sich: »Statt einer Partei lieber einen Menschen.« Der Palatul Cultural *Astra*, ein burgartiges Gebäude an einer Straßenecke. Einfach die Tür öffnen? Ein Ikarus-Wandgemälde, das war auch typisch für die DDR, der Kult um diesen Freiheitshelden: »*Flieg, flieg, wie ein Falke, der das enge Erdenverlies verlässt.*« Ich falle dem Personal auf, und der Direktor führt mich persönlich durch das Gebäude. Das Haus sei eine Stiftung eines reichen Ungarn aus den 30er-Jahren. Ein ofengeheizter Ballettsaal. In der Malerklasse lernt eine Frau die Technik der Hinterglasmalerei. Ich kaufe ihr zwei Ikonen ab, das Geld wäre schon der Rahmen wert. Die Künstlerin schreibt für ihren Unterricht einen Text aus einem großen Buch ab. Warum sie das nicht kopiere? Das gehe nicht, das Buch sei zu alt und wertvoll. Und so schreibt sie einen Text aus einem Buch ab, das kaum 100 Jahre alt ist.

Im Direktorenbüro hängt ein Neuschwanstein-Poster, davor steht ein Gummibaum, von einer ausrangiarten Neonröhre gestützt, die in der Blumenerde steckt. Das sei kreati-

ver Umweltschutz, sagt der Direktor grinsend. Ich liebe diese improvisierten Lösungen, wo so etwas möglich ist, atmet die Seele auf. Und wo geht es wieder raus? »*Penultima la dreapta*«, sagt er, die vorletzte Tür links. *Penultima*, ein griechischer Begriff aus der Metrik, so wird die vorletzte Silbe im Wort bezeichnet. Aber auf Rumänisch auch eine Tür. Wer da nicht Rumänisch lernen möchte!

Im Zentrum der Stadt das *Memorialul Victimelor Comunismului și al Rezistenței* (Gedenkstätte für die Opfer von Kommunismus und Widerstand). Es ist aus einer Privatinitiative hervorgegangen, die rumänische Politik hat sich um so etwas nach der Wende nicht gekümmert. Hinter jeder Zellentür ein anderes Thema für eine Doktorarbeit. Bürgerliche, Bauern, Politiker, Offiziere, Studenten, Ärzte sind hier gestorben, vor allem in den 40ern und 50ern. Ein gelbes Herz, 1950 aus dem Stiel einer Zahnbürste geschnitzt. Der Fall eines Gefangenen, der nach Misshandlungen gespürt hat, dass er nackt in einer kalten Betonzelle nicht überleben werde, und einen jüngeren die Nacht über auf sich hat sitzen lassen, um ihn zu retten. Ob es stimmt, dass der ehemalige Gefängnisdirektor seit Jahren versucht, dem Memorial den Hut des hier gestorbenen Politikers Iuliu Maniu zu verkaufen?

Ein Raum zeigt Alltagsgegenstände aus dem Kommunismus. Ceaușescu-Porträts in fast schon karikaturhafter Unähnlichkeit. Er besucht LPGs, gibt Bauern nützliche Hinweise und erläutert Ingenieuren den Bau von Kraftwerken. In zwei durchsichtigen Säulen haben sie Ostprodukte entsorgt, als sei es Müll: das Sparbuch, das alle hatten, Puppengeschirr, Kinderkameras, Pepsiflaschen, die orangeblaue Uniform der Jugendorganisation *Șoimii Patriei* (Falken). Es gibt bei den Vertretern der antistalinistischen Aufklärung noch kein Bewusstsein für den emotionalen Gehalt solcher Alltagsgegenstände. Mit einer Archäologie der Gegenwart, oder auch nur dem Archivieren der Alltagswelt, ist hier noch nicht begonnen worden. Dafür ist vieles aber auch noch in Gebrauch.

Am Busbahnhof komme ich genau rechtzeitig, um im Euro-Café Gara »Gordon blue« zu essen. Ich finde ganz hinten noch einen Platz im Minibus nach Vișeu de Sus, wo ich mit der letzten noch betriebenen Wald-Schmalspurbahn Rumäniens fahren will, einer sogenannten *mocănița*, was wörtlich Schäferin heißt. Ich habe Glück, andere müssen die Fahrt im Stehen hinter sich bringen. Eine Frau hat eine Schachtel mit durchlöcherter Deckel dabei, man hört die Kücken piepsen.

Bauernhäuser, geschnitzte Holztore, deren heidnische Symbolik einen nicht überrascht. Manche dieser Tore sind auch neu und als protziges Statussymbol gemeint. Quadratische, überdachte Heuschober auf den Feldern, Holzstangen zum Trocknen von Gras, das die Hauptressource zu sein scheint. »Kommt der Georg, kommt das Gras. Schlägt man's mit dem Hammer nieder, kommt es dennoch immer wieder.«

Wundervolle Holzhäuser und daneben pinkfarbene Betonvillen mit Gipssäulen. Warum wird das nicht von der EU verboten?

In Vișeu de Sus suche ich das Depot der Kleinbahn. Kinder haben Adidas- und Nike-Logos an die Mauer gemalt. Wenn Graffiti so aussehen, hat es der Kapitalismus geschafft. Im Sägewerk werden Baumstämme gestapelt. Ich hatte eigentlich mit dem Touristenzug morgens um neun Uhr fahren wollen, aber als ich höre, dass man auch um fünf Uhr früh mit den Waldarbeitern fahren kann, siegt die Neugier. Ich buche eine Nacht im ausrangierten Schlafwagen, der auf dem Gelände steht: »Vereinigter Schienenfahrzeugbau der DDR. VEB Waggonausrüstungen Vetschau«.

Das kunstvoll verzierte Blech der Dachrinnen im Ort. Ein Friedhof, ob ich mich zur fröhlich zechenden Trauergesellschaft setzen soll? In der Kirche, die wieder nur eine aufgemalte Uhr hat, diesmal zeigt sie zehn vor zwölf, begrüßt mich ein Mann mit Handschlag. Ich überlege kurz, ob wir uns kennen. Auf dem Grabstein für Mihai und Ileana Bocsok

steht »1942–20«, die letzten beiden Ziffern müssen bei Bedarf noch ergänzt werden, das Jahrhundert steht aber schon fest. Auf einem Grab von 2000 steht: »Wanderer, hier ruhe ich, und du liest diese Worte. Besser wäre es, du lägest hier, und ich würde das lesen.«

In einem Vorgarten ein großes, verziertes Holzkreuz, die Besitzerin freut sich, dass ich mich für ihre *troiță* interessiere, die hätten sie selbst geschnitzt. Hinten im Garten bedient der alte Großvater eine museumsreife Destillieranlage. Im Kessel brennt Feuer, ein langes Rohr führt zu einem zweiten Kessel, ein bisschen wirkt es so, als würde gleich alles in die Luft fliegen. Pflaume?, frage ich, Kompetenz vortäuschend. Nein, Äpfel. Vom letzten Jahr? Ja. Die Frau hat einen Bruder Romulus in Nürnberg, ob ich den kennen würde?

An einer Kreuzung eine blaue Bank, deren Sitz man aufklappen kann, wenn man eine Mutter von einer Schraube löst. Anschließend schraubt man sie wieder fest. Auf der Straße ist mit einem Stück Gartenzaun ein deckellooses Gullyloch markiert. Im Buchladen ein Buch über die Zipser, die deutschen Waldarbeiter, die hier von den Österreichern vor über 200 Jahren angesiedelt wurden. Sie kamen aus der Slowakei, wo sie auch schon eine Minderheit waren. Das Bild von einem »symbolischen Begräbnis« für Gheorghe Gheorghiu-Dej im Jahr 1955. Anscheinend hat man den Tod dieses ersten kommunistischen Regierungschefs von Rumänien überall im Land auf diese Art betrauert. Man erfährt von einem Möbelstück der ersten Kolonisten, dem »Radlbettl«, das tagsüber unter das andere Bett geschoben wurde. So eines hatten wir in unserer Neubauwohnung auch! Vom Vorstand des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, das sich im Januar 1990 gründen durfte, blieb bei der ersten Reise nach Westdeutschland im September 1990 die Hälfte dort. Heute kommen die Deutschen nur noch zu jährlichen Nostalgietreffen. Ihre Tänze und Gesänge werden dabei von jungen Rumänen aufgeführt.

In der Stadt hängen überall Wahlplakate. Ein unabhängiger Kandidat wirbt mit einer Vorher-nachher-Bilderserie für sich. Ich würde immer für »GEGENWART« optieren und nicht für seine Version unter »VIȘEU HAT EINE ZUKUNFT«, bei der uniforme Betongaragen gezimmerte Holzbaracken ersetzen, eine ungepflasterte Dorfstraße einem schnurgeraden Asphaltband weicht, ein Spielplatz mit einem schönen, alten Karussell einer grellbunten Plasterutsche.

In einer Pizzeria heißt das Bier in der Karte »Pilsener Ürkuell«. Es gibt auch »Bergensbier«, »Golden Brau«, »Burger«, »Dorfer«, »Albacher«. Während man sich für Parfüms französische Namen ausdenkt, hat man bei den Biersorten in Rumänien auf eine Art Deutsch zurückgegriffen. Flachbildschirme an allen Wänden. Ein Nachrichtensender zeigt eine Schlägerei unter Fußballern bei einem Spiel CFR Cluj gegen Universitatea Cluj. Der gemischte Salat ist eine zerschnittene Tomate mit einer zerschnittenen Gurke. Aber es gibt WLAN.

Auch auf dem Gelände vom Depot kann man ins Internet. Wegen des schlechten Telefonnetzes in Osteuropa haben sich Mobiltelefone und Internet hier schneller durchgesetzt als bei uns. Der Wachmann setzt sich neben mich und betrachtet interessiert meinen Bildschirm, als handle es sich um Fernsehen. Manchmal zuckt der Hund, wenn sich draußen jemand nähert. Ein ungewohnter Sternenhimmel, Geruch von Holzfeuer, der Fluss rauscht im Dunkeln. Im Zugabteil ein Waschbecken zum Aufklappen.

Morgens um fünf Uhr sehe ich den Arbeitern zu, die im Depot den Zug rangieren, Waggons, die später mit Holz beladen werden. Ganz nach hinten kommt ein Waggon mit Heu. Platz nehmen neben einem Kanonenofen, Holz liegt schon bereit. Bei mir ist leider ein Loch in der Scheibe, durch das es ziemlich kalt bläst. Langsame Fahrt, direkt an Vorgärten vorbei, Bohnenstangen, Wäsche hängt zum Trocknen. Arbeiter springen auf, Kaffeebecher in der Hand. Manche

stehen vorne im Freien. Die Bahnstrecke schlängelt sich am Fluss entlang, eine Straße ins Tal gibt es nicht.

Zehn Arbeiter, zehn verschiedene Mützenlösungen. Einer will sogar meine gestanzte Pappfahrkarte sehen. Das Gerät, das er dafür benutzt, macht den Pufferküssern, die von weiter her für diesen Zug anreisen, sicher besondere Freude. Sie stellen sich an Kurven auf, um die Dampflokomotive in ihrer ganzen Länge zu knipsen, als handle es sich um ein Fotomodell. Fehlgeleitete männliche Zärtlichkeit.

Vor den Kurven pfeift die Lok. Treibholz und Müll im Fluss, man sieht, wie hoch er manchmal Wasser führt. Alte Holzhäuser mit Scheunen und Ställen und daneben rosa Neubauten. Die Würde von Holz als Material, gerade im Alter. Es gibt ja auch keine hässlichen alten Bäume. Die Gesichter der Arbeiter. Man reist nicht nur, um entlegene Landschaften zu entdecken, sondern auch, um solche Gesichter zu sehen. Im Kanonenofen wird Feuer gemacht, schnell breitet sich Wärme aus. Ich lege Weißbrot auf den rostigen Ofen, sofort ist es getoastet.

Šuligu, »Groß-Schulligulli«, einer der Orte, die man des Namens wegen besucht haben möchte, wie Schruns-Tschagguns. Dann nach 20 Kilometern Fäina. Es ist kein Ort, nur eine Haltestelle mit ein paar Baracken. Auf dem Gleis steht ein Ford-Kleinbus ohne Räder, zur Draisine umgebaut. In den 20ern haben sie das schon mit Oldtimern gemacht. Ich begeben mich auf den zehn Kilometer langen Rückweg zur Haltestelle des Touristenzugs. Ich muss nur den Gleisen folgen. Ein Pferd kommt mir entgegen, von einem Hund geführt. Ein Stück von einer Schiene liegt in einem Busch, ich stecke es ein. Meine Erben werden es dann wegwerfen.

Einmal im Leben möchte ich eine Weiche verstellen, so oft hat man das im Western gesehen. Der schwere, schwarz-weiß gestrichene Stahlhebel, der mit seinem Gewicht die gut eingefettete Weiche verschiebt. Ein geniales System. Ein

deutsches Polizeiauto nähert sich, für den Schienenbetrieb umgebaut. Besetzt mit winkenden Waldarbeitern.

Der Weg ist länger als gedacht. An einer Station mit drei Holzhütten ein Schild: »Eine Sekunde brauchst du, um ein Feuer zu entzünden, ein Jahrhundert dauert es, bis sich der Wald davon erholt.« Außerdem: »*Attention to large carnivores*«. Ich habe aber keine Angst, weil ich mir in Berlin in einem Outdoorladen eine Bärenglocke besorgt habe. Ein Waldarbeiter mit schwarzem Bart, der von sich sagt, er sei Ukrainer, legt gleich auf Ukrainisch los, mit wundervollem Akzent. Bären? Ob ich Angst hätte? Hier hinten im Wald wohne nämlich ein großer. Ob ich Arbeit in Deutschland für ihn wüsste? Sein Bruder ist in Italien, macht irgendwas mit Schrauben. Ob ich Zeuge Jehovas sei? Er zeigt auf die Stämme, die an der Bahnstrecke liegen, die hat er heute gefällt. Der Zug komme gleich, ich solle doch warten. Damit meint er den Zug, der in zwei Stunden zurückfährt.

Von 1930 bis 33 dauerten die Arbeiten an der 56 Kilometer langen Bahnstrecke. Die Dampflok wurde mit Holz befeuert. Hoch ins Tal ziehen sie, zurück rollt der Zug von selbst.

Ich esse Sardinien und schlafe auf einer Holzbank, das Tuten der Wassertalbahn weckt mich. 50 Touristen nehmen den Rastplatz in Sekundenschnelle in Beschlag. An den Waggons hängen noch Schilder vom Jungfrauojoch. »Kleine Scheidegg«, früher hätten wir zwei Buchstaben weggekratzt und uns diebisch gefreut.

Die Deutschen stehen sofort, grimmig auf Essen erpicht, in der Schlange. Die Rumänen picknicken eher etwas abseits auf eigene Faust. Ein dicker Deutscher will eine Flasche Bier. »*No alcohol*«, sagt die Verkäuferin. »Das ist alkoholfrei«, übersetze ich, und er bekommt einen Schreck und stellt das Bier wieder weg. Am Klo mehrere große Mistkäfer, die mit der ihnen eigenen Behäbigkeit, aber deutlich beflügelt von Gier, dem verlockenden Geruch folgen.